Die Rundfrage

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **11 (1955)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Rundfrage

Der Satz muß rote Backen haben

Im November des vergangenen Jahres hat die „Münchner Stadtzeitung" den Titel eines neuen „Quick"-Romans „An einem Tag wie jeder andere" als Sprachgefühllosigkeit bezeichnet, weil es grammatisch richtig „An einem Tag wie jedem anderen„ heißen müßte. Die Schriftleitung des „Quick" hat sich daraufhin von dem Verfasser der „Deutschen Stilkunde", Ludwig Reiners, ein Gutachten schreiben lassen, das wir hier zur Diskussion stellen. Die Grundsätze, die Ludwig Reiners aufstellt, verdienen unsere volle Beachtung. Aber dürfen wir sie unbesehen hinnehmen? Antworten sind erbeten bis zum 10. Mai.

„Jakob Grimm, der große Märchensammler und Sprachforscher, hat einmal getadelt, daß Goethe ‚außer Augen lassen' schrieb; es müsse heißen: außer den Augen lassen. Dabei war Grimm kein Sprachschulmeister; er hat sogar rundum erklärt: ‚Wenn Grammatik und Wörterbuch Festschmiedung der Sprache bedeuten, dann sollte es besser keine geben.' Aber Goethe neigte überhaupt zu grammatischen Fehlern; er schrieb z. B. ‚Dein Rock und Mütze', gleichen Wissens und Würde' oder ‚Eine Beschreibung oder Plan von Heilbronn konnte ich nicht erhalten'. Es ist ein schwacher Trost, daß wir auch bei Schiller ärgerliche Schnitzer finden, z. B. ‚Rauchend zog er sein Schwert zurück' oder ‚Geschah mit meinem Wissen und Erlaubnis'. Und Heine beginnt seine Reisebilder mit den Worten: ‚Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität.' Als Bismarck sein berühmtes Wort sprach: ‚Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt', erhoben sich tausend philologische Zeigefinger und versicherten, es müsse heißen: ‚Wir Deutschen'. In Andresens Werk ‚Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit' finden wir etwa 500 ähnliche Schnitzer unserer größten Dichter und Gelehrten. Es fehlt keiner.

Ist das nun ein Unglück? Der größte deutsche Ästhetiker, der obendrein selbst ein Dichter war, Friedrich Viescher, hat

diese Frage entschieden mit dem wunderhübschen Satze: ‚Es kommt auf ein Wärzchen nicht an, wenn nur der Satz rote Bakken hat'. In der Tat: solange diese Wärzchen nicht das Verständnis erschweren, solange sie nicht den ganzen Sprachbau gefährden, wollen wir sie als ‚läßliche Sünden' ansehen. Das Problem der Sprachrichtigkeit ist nämlich ganz ungeeignet für eine dogmatische Behandlung. Wir merken das sofort, wenn wir uns die Frage vorlegen: woran erkennen wir eigentlich, was in der Sprache falsch und was richtig ist? Die meisten werden antworten: maßgebend ist der bisherige Sprachgebrauch; jeder Sprachwandel ist ein Sprachverfall. Aber diese ‚historische Theorie' ist handgreiflicher Unsinn. Hätte man immer nach diesem Grundsatz gehandelt, so müßten wir alle noch reden wie Hermann der Cherusker. Andere glauben, die Sprachrichtigkeit ruhe auf dem Urgestein der Logik. Aber das ist noch unsinniger. Die Sprache ist nämlich — wie Voßler einmal gesagt hat — nicht logisch, sondern launisch. Wir können das bei tausend Gelegenheiten feststellen. Wäre sie logisch, so müßten z. B. mindestens männliche und weibliche Wesen das männliche und weibliche Geschlecht haben; aber die Sprache denkt nicht daran, dieser bescheidenen Forderung zu genügen. ‚Die Schildwache und der Dienstbote hatten ein Verhältnis, das nicht ohne Folgen blieb: er gebar einen gesunden Jungen und sie wurde ihm ein guter Vater.' Das geschah vielleicht an einem Tag, der wie jeder andere war, und wenn ein Romantitel diesen Satz zu der Wendung zusammenzieht ‚An einem Tag wie jeder andere', so wollen wir den Rotstift in der Tasche lassen und uns über dieses Wärzchen nicht ärgern, wenn nur der Roman rote Backen hat. Es könnte sonst sogar geschehen, daß sich die Sprache sogleich rächt und daß der Sprachkritiker fortfährt: ‚So was scheint leider niemand aufzufallen' — wozu ein strenger Sprachschulmeister sagen müßte: ‚Wer auf die genaue Benutzung des Dativs so großen Wert legt, hätte niemand e m schreiben müssen . . .'

Nein, die Frage der Sprachrichtigkeit ist weder eine Frage der Sprachgeschichte noch eine Frage der Logik, sondern sie gehört vor den Richterstuhl der Ästhetik. Und das Reich der

Schönheit ist ein Reich der Freiheit. Gerade diese Freiheit benötigt die Sprache, wenn sie nicht erstarren soll. Und so wollen wir nicht auf jedes Wärzchen den Höllenstein unserer Verachtung aufbrennen, sondern lieber dafür sorgen, daß die blassen Backen so vieler deutscher Sprachschöpfungen ein wenig farbiger werden. Die Todsünden der Sprache sind nämlich ganz anderer Natur: wer endlose Bandwurmsätze zusammenbastelt, wer Taten mit schwerfälligen Hauptwörtern auf -ung, -heit und -keit wiedergibt, wer abstrakt und unanschaulich schreibt, wer an Stelle der natürlichen Redesprache ein verkrampftes Formeldeutsch von Modewörtern setzt: diese Leute sind die wahren Sprachsünder."

Antiqua oder Fraktur?

Unsere Umfrage ist, wie wir schon in der letzten Nummer mitteilen konnten, sehr lebhaft benützt worden. Sie zeigt folgendes Ergebnis: 75 von hundert sind für Beibehaltung der Fraktur, 25 dagegen. Es haben sich also vor allem die Freunde der alten deutschen Schrift zum Wort gemeldet; von diesen erklären sich allerdings mehr als die Hälfte damit einverstanden, daß teilweise auch Antiqua verwendet werde.

Die Gründe, die für die Beibehaltung der Fraktur vorgebracht worden sind, lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Die deutsche Schrift ist ein Kulturgut, das wir unter allen Umständen pflegen müssen. Die Pflege der Fraktur ist ein Bekenntnis zum Überlieferten und Angestammten: denn „die Fraktur ist die Schrift, in der unser Wesen seinen vollkommensten Ausdruck gefunden hat und auch in Zukunft finden wird". (So urteilen namhafte Gelehrte.) „Wie man Leute, Trachten, Dialekte und andere Eigentümlichkeiten des Volkes pflegt, sollte man auch die der deutschen Sprache eigentümliche deutsche Schrift (Fraktur) pflegen. ‚Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!' "

2. Die deutsche Schrift ist für die deutsche Sprache zweckmäßiger. Sie ist die einzige Schrift, die sich ihren besondern Bedürfnissen angepaßt hat (vgl. die S-Schreibung).

3. Das Schriftbild der Fraktur ist schöner: „Ein Antiquatext muß notwendig uneinheitlich und zerrissen wirken, wenn sich in ihm die Großbuchstaben häufen, wie es bei deutschem Satz durch die Großschreibung der Hauptwörter der Fall ist. Man blättere nur in einem aus Antiqua gesetzten lateinischen, französischen oder englischen Buch und nehme dann einen deutschen Antiquatext zur Hand, um sich von der völlig verschiedenen Wirkung des Satzbildes zu überzeugen." Ein Korrektor äußert sich: „Wenn ich den ganzen Tag in Antiqua, der Allerweltsschrift, gelesen habe, nehme ich gerne noch eine Zeitschrift zur Hand, in der auch Formensinn zum Ausdruck kommt." Der Zeitschrift „Die deutsche Schrift" entnehmen wir dazu noch die folgende Bemerkung: „Die Fraktur hat in den seit ihrer Entstehung vergangenen vier Jahrhunderten alle Wandlungen des Zeitstils und Lebensgefühls mitgemacht; sie hatte — und auch darin ist sie der Antiqua unvergleichlich überlegen — durch ihre geschmeidige Form die Fähigkeit, diese Wandlungen mitzumachen.

4. Die Fraktur ist leserlicher: Weil sie Ober- und Unterlängen aufweist, kann sie besser vom Auge erfaßt werden; sie ermöglicht einen bessern Überblick. Ein Gegner der Fraktur sagt zwar: „Ich habe schon die Ansicht vertreten hören, die Fraktur sei schuld, daß so auffallend viele Deutsche Brillen tragen müssen." Dieser Ansicht widerspricht jedoch eine Untersuchung, die Augenärzte angestellt haben: Danach wäre die deutsche Schrift viel leichter zu lesen als die Antiqua und schone dementsprechend die Augen.

5. Die Fraktur ermöglicht eine Raum- und Papiersparnis von 15 Prozent, bedingt also geringere Druckkosten.

Aus diesen und ähnlichen Gründen verlangen also zwei Drittel der Einsender, daß der „Sprachspiegel" die Fraktur mindestens teilweise beibehalte. Ein Einsender erklärt: „Meiner Ansicht nach soll man darin überhaupt nur Fraktur verwenden. Wer in der Schweiz soll denn noch für die Frakturschrift einstehen, wenn nicht wir? Ich habe nie verstehen können, daß die Deutschsprachigen die unglückselige Neigung haben, etwas schönes Eigenes für weniger gutes Fremdländisches zu opfern." Eine so entschiedene Haltung zeigen jedoch nur wenige der eingegangenen Antworten.

Die Verteidiger der Antiqua führen hingegen folgende Gründe ins Feld:

1. Die Fraktur ist veraltet. Der „Sprachspiegel" stößt von vorneherein viele Leute ab, weil er am Altmodischen festhält. So schreibt ein Vater: „wenn ich mich dann etwa auf den ‚Sprachspiegel' berufe, stoße ich bei meinen Söhnen (Gymnasiasten) auf Mißtrauen, indem sie sagen, das Festhalten dieser Zeitschrift an der Fraktur lasse ohnehin auf einen konservativen Geist schließen."

2. Die Antiqua bietet den unbestreitbaren Vorteil, daß man damit einen wissenschaftlichen Text besser setzen kann. Die Möglichkeit, etwas kursiv auszuzeichnen, ist äußerst praktisch. In Frakturtexten braucht man statt des Kursiv-Satzes die Sperrung oder eine Halbfett. Beides macht aber einen anspruchsvollen Text unruhig. Ja, die Sperrung, auf die man oft angewiesen ist, widerspricht dem Sinn der Fraktur und wirkt unschön.

3. Ein wesentlicher Vorteil der Antiqua besteht darin, daß sie erlaubt, Wörter mit Großbuchstaben zu setzen. Aus diesem Grunde eignet sich die Antiqua für Anzeigen, Programme, Plakate. Man könnte sich den Anzeigenteil der Zeitungen ohne Antiqua überhaupt nicht vorstellen, weil die Fraktur viel zu wenig Abwechslungsmöglichkeiten bietet.

4. Die Fraktur weist unklare Buchstaben auf. So lassen sich z. B. N und R oder auch K und R sowie ſ und f zu wenig gut voneinander unterscheiden. Daß die großen Frakturbuchstaben undeutlich sind, zeigt sich (wie oben erwähnt), wenn man versucht, damit Wörter zu schreiben: FRAKTUR.

Diese Aussprache ist für uns und für alle Leser des „Sprachspiegels" wertvoll gewesen: Die Gründe für und wider heben sich nun deutlich ab, und vor allem sind wir aufgeweckt worden, darüber nachzudenken, ob dieses alte Kulturgut widerstandslos aufgegeben werden dürfe. Ist es so weit, wie ein Mitglied geschrieben hat: „Ich hänge mit allen Fasern an der Fraktur. Aber wir müssen uns damit abfinden, daß ihre Tage gezählt sind. Aus fast allen unsern Zeitungen ist sie verschwunden, und so wird sie auch aus dem ‚Sprachspiegel' verschwin-

den müssen."? — Vorläufig sind wir entschlossen, die Fraktur im „Sprachspiegel" beizubehalten. Aber einen kleinen Teil in jeder Nummer werden wir in Antiqua setzen, weil wir aus technischen Gründen dazu gezwungen sind und weil wir selbst die Erfahrung machen mußten, daß gewisse Beiträge Kursiv-Satz brauchen. Grundsätzlich sind wir der Meinung, daß man die Fraktur auf keinen Fall gänzlich aufgeben dürfe.

Dies und das

Der geschriftstellerthabende Herr

„Sodann ist es die in der Kirchengeschichte immer wieder größte Spannungen hervorgerufenhabende Entscheidung . . ."

So war in einer Monatszeitschrift zu lesen, und der dieses prächtige Deutsch verbrochenhabende Herr ist einer, der Kirche und Welt durchleuchtet. Möchte er nicht auch einmal die deutsche Grammatik und das Vorbild des um die deutsche Schriftsprache so heiß gerungenhabenden Luthers durchleuchten und zu der von ihm gefundenhabenden Wort-Neukonstruktion den sich bei der Lektüre des obenstehenden Satzes geschütteltthabenden Lesern die notwendigen Erläuterungen verschaffen? — Oder unterlief der korrigierthabenden Tätigkeit des jene Zeitschriftennummer beaufsichtigthabenden Redaktors einfach eine vorbeigesehenhabende Unaufmerksamkeit?

(Thurgauer Zeitung)

Am Schandpfahl

Aus schweizerischen Zeitungen:

„Hier sehen wir das neueste Rosenthal-Service. Es wurde von dem bekannten amerikanischen Designer Raymond Loewy entworfen."

Sind Bücher teuer?

Im „Schweizer Buchhandel" ist jüngst in aufschlußreicher und einleuchtendere Preisvergleich zu lesen gewesen:

1482 erschien vom Basler Humanisten Johannes Reuchlin der „Vocabularius", ein Wörterbuch. Es kostete gebunden 2,80 Gulden. Für diesen Betrag konnte man damals kaufen — und darauf kommt es an! —:

	50	kg Rindfleisch (ohne Knochen)
oder	3	Kälber
„	556	kg Weizen
„	14	Lämmer
„	60	kg Schmalz
„	40	Hühner
„	56	Enten
„	2550	Eier
„	392	kg Salz

Nun, was meinen Sie? Für ein Wörterbuch bezahlen Sie jetzt durchschnittlich 15 Franken. Dafür kriegen Sie heute etwa 45 Eier oder gut 2 kg Rindfleisch. Ein bißchen hat es doch gebessert seit 1482, nicht? Und wir sollten es eigentlich rege benützen, daß wir heute so viel leichter zu Büchern kommen können als die Leute vor 500 Jahren.

(Domino)